

Psychomotorik aus anthropologischer Perspektive

Zur Aktualität des anthropologischen Denkens

Dieter Mattner

Mit der Philosophischen Anthropologie ist die Frage nach dem Wesen, der Natur und der Seinsweise des Menschen angesprochen. Gemeint war damit „die Kenntnis vom spezifischen Wesen des Menschen und der Besonderheit seines physischen, psychischen, moralischen, geistigen und kulturellen Lebens“ (KELLER 1975, 5). Wenn auch von einem ursprünglich universalistischen Anspruch einer einheitlichen und umfassenden Bestimmung des menschlichen Seins Abstand genommen werden muss, erscheint dennoch die anthropologische Problemstellung in ihren Grundzügen von ungebrochener Aktualität. Was bleibt, ist der Anspruch, über die reine wissenschaftliche Erkenntnis hinaus transempirisch zu wirken und den umfassenden Grund für die Struktur aller am menschlichen Dasein feststellbarer Phänomene darzustellen (vgl. ebd. ,14). Nach einer langen Phase der wissenschaftlich-rationalen Erkenntnisgewinnung, der mit dem Projekt der Moderne verbundenen Suche nach den materiellen Ursprüngen der menschlichen Natur mit der dort zugrunde gelegten Methodologie der Naturwissenschaften hat diese fundamentale Frage nach dem Menschen wieder an Bedeutung gewonnen. Denn gerade im Zuge postmoderner Kritik am aufklärerischen Projekt der Moderne erhält diese anthropologische Frage nach dem Menschen ihre Aktualität, da sie eine Abkehr von der rationalistisch-positivistischen Vorgehensweise der Naturwissenschaften impliziert,

mit der an die Stelle der erkenntnistheoretischen Problemstellung der Glaube an die Effizienz wissenschaftlicher Methoden zur Erkenntnisgewinnung in sämtlichen menschlichen Lebensbereichen trat (vgl. BAUMAN 1994). Gemeint ist die Erkenntnistheorie der Philosophie, die der ausschließlichen Geltung der Wissenschaftstheorie und einer dort betriebenen Methodologie weichen musste, womit die philosophische Frage, wie Erkenntnis zustande kommt, durch die Diskussion über die adäquate Anwendung wissenschaftlicher Methoden - der Methodologie - ersetzt wurde. Philosophisch-anthropologische Sinnfragen zum Menschen wurden so aus dem Bereich humanwissenschaftlicher Forschung suspendiert; erkenntnistheoretisch-philosophische Probleme wurden durch eine verordnete Erkenntnismethode ersetzt, mit der sich eine scientific community seither innerhalb einer Methodologie über die adäquate wissenschaftliche Methodenwahl zum jeweiligen Forschungsgegenstand verständigt.

Beeindruckt von der Effizienz der Naturwissenschaften wurde deren Methode Norm wissenschaftlichen Forschens und Argumentierens. Probleme, die sich nicht mit den analytischen Mitteln der formalen Logik und der Mathematik klären lassen, sind in diesem Verständnis Scheinprobleme. So lassen seither auch die naturwissenschaftlich inspirierten Humanwissenschaften nur diejenigen Erkenntnisresultate zur Geltung kommen,

die empirisch und logisch verifizierbar sind. Diese positivistische Reduktion der Lebenswelt führte zu einem wissenschaftlichen Bild vom Menschen und zur Konstitution einer objektiv gegebenen Welt und schließlich zur „Mathematisierung der Natur“.

Das erkennende Subjekt, dessen Erkenntnisse im philosophisch-erkenntnistheoretischen Sinne „frag-würdig“ waren, wurde ein mit den Mitteln der Logik ausgestattetes bewusstes, reflektiertes Subjekt der Erkenntnis, das die Welt der Erscheinungen unter Anwendung positivistischer Methoden objektiv richtig verifizieren sollte. Der Begriff „positivistisch“ geht dabei auf COMTE zurück, der angetreten war, den Wissenserwerb mit Hilfe intersubjektiv nachprüfbarer Beobachtungen und Theorien zu begründen. Diesem positivistischen Modell waren insbesondere in den 70er Jahren viele Humanwissenschaften im besonderen Maße erlegen, da diese Hinwendung einer um wissenschaftlicher Reputation bemühten, bis dahin geisteswissenschaftlich dominierter Menschenforschung die Anerkennung und Gratifikation der dazu legitimierten scientific community versprach (vgl. z.B. für die Pädagogik BREZINKA 1971). Im Zuge der positivistischen Reduktion wurde so die menschliche Psyche zur quantifizierbaren, kalkulierbaren Größe, die in ihren Einzelaspekten zerlegt und beurteilt werden konnte.

Im Gegensatz dazu war es immer schon erklärtes Ziel einer Philosophischen Anthropologie, ein Gesamtbild vom Menschen zu erfassen, das die am naturwissenschaftlichen Ideal orientierte rationale Welterfassung und die einzelwissenschaftliche Erkenntniszersplitterung überwinden sollte, wie es gerade eine Psychomotorik mit ernstgemeintem Ganzheitlichkeitsanspruch bezüglich der Erfassung menschlicher Konstituierungsmerkmale wie Wahrnehmung und Bewegung eigentlich zu leisten hätte.

Implizites Menschenbild

Mit der philosophischen Anthropologie ist mit der Frage nach dem Wesen des Menschen auch die Frage nach „impliziten Menschenbildern“ angesprochen, die Leitbilder unseres Denkens und Handelns sind. Diese Menschenbilder sind in jedem Wissenschaftsmodell im Sinne impliziter Leitvorgaben enthalten und beeinflussen dort mehr oder weniger unbemerkt mittels paradigmatisch fixierter Seinsaussagen die Forschung, die Theoriebildung und die daraus resultierende Praxis (vgl. MATTNER/GERSPACH 1997, 28ff). Insofern enthalten alle Pädagogiken und Therapien ein bestimmtes Menschenbild, das sich terminologisch, methodisch in Theorie und Praxis niederschlägt. Es handelt sich dabei um ein anthropologisch fundiertes Bezugssystem mit einem Bild, bzw. einer Vorstellung von Mensch-Sein, über das jede Humanwissenschaft im Sinne mehr oder weniger bewusster menschenbildlicher Leitvorgaben verfügt, die ihrem Denken und Handeln normativ vorgängig sind. Diese in wissenschaftlichen Forschungsansätzen enthaltenen impliziten Menschenbildern haben durch die damit verbundenen paradigmatisch vorgegebenen Blickeinschränkungen einen wesentlichen Einfluss auf Forschungsergebnisse. Das heißt: die einer humanwissenschaftlichen Theorie zugrundegelegten präreflexiven Annahmen zur menschlichen Subjektivität (implizites Menschenbild) beeinflussen die Auswahl der zu untersuchenden Probleme und die Interpretation der Untersuchungsergebnisse in ähnlicher Weise, wie eine gewohnheitsmäßig gelebte „Normalität“ und ein damit verbundenes alltagstheoretisches Urteil menschliche Handlungen prototypisch entlang einer gewohnheitsmäßigen Werteskala beurteilt. Dies trifft auch und insbesondere für die zweckgerichtete psychomotorische Intention in Richtung positiver psychomotorischer Gesamtbefindlichkeit zu. Auch dort

ist das psychomotorische Handeln von einer immanenten (z.B. einer motologisch inspirierten), „impliziten Anthropologie“ und den damit verbundenen Vorstellungen zur menschlichen Subjektivität geleitet, die den psychomotorisch Tätigen nicht zwangsläufig zugänglich ist. Insofern ist die kritische Aufdeckung verborgener Menschenbilder und die damit verbundenen Alltagstheorien und anthropologischen Prämissen auch für die psychomotorische Theorie und Praxis von fundamentaler Bedeutung. Die Gefahren von nicht-bewussten Menschenbildern beschreibt Haerberlin z.B. für die Heilpädagogik mit folgenden Worten:

„Wir wären in der heilpädagogischen Praxis handlungsunfähig, wenn unser Tun nicht spontan durch den Filter eines bestimmten Menschenbildes vorsortiert würde. Aufgrund dieser Notwendigkeit stehen wir als reine Praktiker andauernd in der Gefahr, dass wir uns wegen Arbeitsüberlastung und Zeitmangels keine Rechenschaft über das Menschenbild ablegen, welches unser Tun leitet. So können wir jederzeit Opfer von Vorurteilen, von Ideologien, von Modeströmungen werden. Diese Gefahr droht uns, wenn wir aufhören, über die Grundlagen unseres Handelns nachzudenken, weil uns der Kleinkram der Praxis völlig in Beschlag nimmt.“

(HAEBERLIN 1985, 18)

Die Rekonstruktion verborgener Menschenbilder bedeutet demnach im wesentlichen eine über Alltagstheorien und paradigmatische Fixierungen hinausreichende rekonstruktive Analyse nach dem impliziten Menschenbild, welches beispielsweise den theoretischen Überlegungen zu menschlichen Konstituierungsmerkmalen und den daraus abgeleiteten psychomotorischen Konzeption zugrunde liegt. Für die Psychomotorik bedeutet dies zu rekonstruieren, welches Verständnis von menschlichem Sein und seinen sinnkonstitu-

tiven Wesensmomenten wie Wahrnehmung und Bewegung in den jeweiligen psychomotorischen Alltagstheorien bzw. Theorien mit wissenschaftlichem Anspruch zugrundegelegt ist.

Zum Menschenbild der Psycho-Motorik

Was ist das: Psycho-Motorik? Der Begriff Psycho-Motorik soll offenbar einen Zusammenhang zwischen der menschlichen Motorik und der menschlichen Psyche assoziieren, der in seiner anthropologischen Bedeutung näher zu analysieren sein wird. Was versteht man dort unter Motorik, was unter Psyche, und welcher Zusammenhang zwischen beiden Aspekten soll sich beim Menschen wie und auf welche Weise auswirken? Erschwert wird unsere Problemstellung noch dadurch, dass das menschliche Bewegungsgeschehen aus völlig unterschiedlichen Perspektiven und Bedeutungsebenen beurteilt werden kann. Denn einerseits lassen sich die menschlichen Bewegungen als motorische Funktionsabläufe biomechanisch mit ihren dort wirksamen Trägheitsmomenten, Hebelverhältnisse und Massenverteilungen quantitativ verifizieren, bzw. lassen sich dort koordinative motorische Fähigkeiten mittels entsprechender motometrischer Verfahren objektiv erfassen, andererseits lässt sich das menschliche *Sich-Bewegen* im Sinne von Bedeutung transportierenden *Selbst-Bewegungen* als Ausdruck des menschlichen „Da-Seins“ nicht auf bloße physikalische Größen reduzieren. Eine körpersprachlich mitgeteilte Geste lässt sich zwar in ihre objektivierbaren biomechanischen und bewegungskoordinativen Bestandteile zerlegen, ohne die diese nicht möglich wäre; aber die über Gesten (Signifikant) transportierte Inhalte (Signifikat) tragen sich auf einer völlig anderen Bedeutungssphäre zu, der sich lediglich verstehend heranzutasten ist.

Innerhalb der Motologie sensu SCHILLING, die die ursprüngliche Psychomotorik zur Bezeichnung einer von KIPHARD initiierten Psychomotorischen Übungsbehandlung abgelöst hat, wird die *Psycho-Motorik* als ein spezifisches Funktionsgeschehen im menschlichen Sein neben anderen Funktionseinheiten wie Senso-Motorik, Neuro-Motorik charakterisiert. Gemäß dem dort zugrundegelegten wissenschaftstheoretischen Postulat einer positivistischen „Moto-Logik“ ging es (und geht es wohl immer noch) um die objektive Verifizierung und Systematisierung motorischer Funktionsabläufe (Motometrie), die aus dem kindlichen Bewegungsgeschehen und einer psychomotorischen Funktionseinheit mittels motodiagnostischer Blickbeschränkung herauszufiltern sind. Dies wäre an sich kein Problem, wenn diese Moto-Logik nicht mit dem Anspruch angetreten wäre, auf dem Hintergrund der motometrischen Datenerhebungen Rückschlüsse auf die Gesamtpersönlichkeit eines psychomotorisch zu behandelnden Menschen ziehen zu können (vgl. MATTNER 1985). Die um wissenschaftliche Reputation bemühte Motologie folgte hier offensichtlich in erster Linie dem positivistischen Erkenntnisideal, wie es sich insgesamt für die Humanwissenschaften der 70er Jahre abzeichnete, die die Naturwissenschaft zum Forschungsideal erhoben hatten und damit lediglich Erkenntnisse nach den Gesetzen der Logik als wahre Erkenntnisse (Erkenntnis der wirklichen Welt) zuließen. Dem stand allerdings der motologische Anspruch im Wege, eine über eine reine physiotherapeutische Intention hinausreichende ganzheitliche, persönlichkeitsstabilisierende Wirksamkeit erreichen zu wollen, für die doch eigentlich das Verstehen der subjektiv-bewegten Bedeutungssphäre von Selbst-Bewegungen unerlässlich wäre. Hier hatte sich die Motologie von Anbeginn ein kaum zu überwindendes Problem aufgeladen. Um wissenschaftliche Reputation bemüht, ent-

schied man sich für das empirisch-rationale Erkenntnisideal und musste, gemäß dem dort zugrundegelegten positivistischen Reinheitsgebot, andere als wissenschaftlich irrelevant erkannte Bedeutungsebenen ausblenden.

Der motodiagnostische Blick

Dies hatte Konsequenzen bezüglich einer zu konstituierenden Motodiagnostik, der es gemäß dem selbstauferlegten wissenschaftstheoretischen Reinheitsgebot primär um das Erfassen intersubjektiv überprüfbarer Daten im menschlichen Bewegungsgeschehen gehen musste, was vom Motodiagnostiker eine bestimmte motodiagnostische Wahrnehmungsstrategie erforderte: eine gewissermaßen von subjektivierenden Bewusstseinstrübungen selbstreinigende spezifische Wahrnehmung - „eine Art von blindem Sehen“, wie Kleinbach sagt (KLEINBACH 1993, 141) -, das sich wesensgemäß von der ganzheitlichen Wesensschau, der Gesamtschau, durch die ich mich durch ein Gegenüber „berühren“ lasse, unterscheidet. Mit diesem Blick als Diagnose-Instrument wird das Sehen funktionalisiert. Der diagnostische Blick abstrahiert von der kommunikativen Wesensschau und zerlegt das menschliche Gegenüber – z.B. ein wie auch immer bewegungsauffälliges Kind - nach quantifizierbaren und objektiv verifizierbaren Größen. Das heißt: Die in den Blick genommene Dingwahrnehmung und das Gewahrwerden des Anderen, die Wesens-Schau sind demnach zwei unterschiedliche, gegensätzliche Modi der Welterfassung, für die sich ein visuell Wahrnehmender mehr oder weniger bewusst entscheidet (vgl. KLEINBACH 1993, 1994). Seitens des Motodiagnostikers wird die bewusst eingenommenen methodologische Erwartungshaltung dann zum Problem, wenn er im datensammelnden Erblicken eines Kindes mit z.B. sog. HKS von der Überzeugung geleitet ist, nur die durch

subjektive Enthaltbarkeit gereinigte Daten seien von wissenschaftlicher Relevanz, und er diesem positivistischen Reinheitsgebot folgend die kindlichen Affekte und seine Lebensgeschichte dem Altar der Objektivität opfert, und er dennoch glaubt, die Psyche des Kindes ganzheitlich erfasst zu haben.

NEUHÄUSER veröffentlichte 1986 in der *Motorik* einen Aufsatz mit dem Titel „*Der Blick und die motoskopische Diagnose*“. Er betonte dort, die motoskopische Diagnostik bediene sich der Fähigkeit des menschlichen Blickes, komplexe Phänomene rasch zu erfassen, analysierend zu bewerten und bestimmten Kategorien zuzuordnen. Um einen zu stark subjektiv gefärbten Eindruck zu vermeiden, habe man versucht, das Vorgehen so gut als möglich zu standardisieren und zu objektivieren. Dennoch solle eine psychomotorische Diagnose „ganzheitliche Aussagen“ ermöglichen, die „Leib und Seele“ gleichermaßen erfassen (vgl. NEUHÄUSER 1986, 45, 47).

Wie dieses Zusammenspiel von Blicken und Schauen funktionieren soll, um sog. ganzheitliche Aussagen zu ermöglichen, ist eine der wesentlichen ungelösten Widersprüchlichkeiten der Motologie geblieben. Innerhalb der mototherapeutischen Konzeption versucht man sich immer wieder dieses Problems mit Hilfe eines anthropologischen Tricks zu entledigen: mittels der sog. Sekundärstörungshypothese, die gewissermaßen die besondere Position dieser diagnostischen und therapeutischen Variante hervorheben soll. So betonte Neuhäuser ganz in diesem Sinne erst kürzlich wieder den immer wieder beanspruchten spezifisch therapeutischen Stellenwert der Mototherapie, indem er, wie andere vor ihm, darauf hinwies, dass die Mototherapie eine Methode zur Behandlung von Retardierungen und Störungen im psycho-motorischen Leistungs- und Verhaltensbereich sei, weshalb sie gewissermaßen eine „Lücke“ zwischen Physiotherapie und

Psychotherapie ausfülle und somit zwischen Psycho- und Physiotherapie anzusiedeln sei (vgl. MATTNER 1993; NEUHÄUSER 1999). Die Mototherapie darf demnach weiterhin als eine besondere (Psycho-)Therapieform charakterisiert werden, mit deren Hilfe man über die Korrektur motorischer Dysfunktionen eine Korrektur von Auffälligkeiten im Verhaltens- und Leistungsbereich von betroffenen Kindern erreichen könne; nämlich „alle Störungen im psychischen Bereich, die im engen Zusammenhang mit dem Bewegungsverhalten stehen“ (vgl. NEUHÄUSER 1999, 107). Auf dem Hintergrund dieser motologisch inspirierten impliziten Anthropologie – der sog. Sekundärstörungs-Hypothese – sollte die motodiagnostische Blickfixierung das menschliche Bewegungsgeschehen als „Motorik“ nach wissenschaftlichen Kriterien systematisch-„logisch“ erfassen, um von dort Rückschlüsse auf die menschliche Psyche ziehen zu können. Der motodiagnostischen Blick allein sollte also Rückschlüsse auf den Verhaltensbereich und damit auf die psychische Befindlichkeit und letztlich auf die Gesamtpersönlichkeit des jeweiligen Menschen zulassen, wie dies u.a. Schilling schon früher immer wieder betonte:

„*Das Kind, das nur unzureichend sich und seinen Körper beherrscht und seine Willkürmotorik kontrollieren kann, zeigt jedoch sehr häufig Sekundärstörungen im emotionalen und sozialen Bereich*“ (SCHILLING 1984, 101f).

Demnach hat der mit dieser motologischen Selbstgewissheit ausgestattete Motodiagnostiker lediglich die motorischen Dysfunktionen eines verhaltens-auffälligen Kindes in den Blick zu nehmen, da er auf dem Hintergrund dieser impliziten motologischen Anthropologie davon ausgehen darf, dass die motodiagnostisch erfassten motorischen Abweichungen als Primärstörungen für viel-

fältige sekundär produzierten Verhaltensweisen (Sekundärstörungen) verantwortlich sind, und im Zuge dieser motologischen Gewissheit weiß dieser Motologe auch, dass er über die Korrektur insuffizienter somatischer Funktionsbereiche - quasi automatisch - die inadäquate psychisch-emotionale Steuerung erreichen wird. Die in sonstigen psychotherapeutischen Konzeptionen müßige Problematisierung des Normalitätsbegriffes und die Berücksichtigung des psychosozialen Umfeldes eines betroffenen Kindes ist in diesem mototherapeutischen Verständnis unerheblich. Es genügt das motologische Bemühen um eine Normalisierung motorischer Prozesse. Diese motologische Selbstgewissheit und das damit verbundene implizite Menschenbild ist dafür verantwortlich, dass im motologischen Setting verhaltensauffällige Kinder vielfach lediglich psychomotorisch beübt werden, weil man in der motologischen Selbstgewissheit davon ausgehen darf, dass sich diese motorischen Übungssequenzen schon irgendwie - „sekundär“ eben - stabilisierend auf die Gesamtpersönlichkeit betroffener Kinder auswirken werden. Als Beleg der Fortschritte scheint es dann zu genügen, lediglich auf die positiven Veränderungen der motometrisch ermittelten Daten zu verweisen.

Das implizite Menschenbild der „Moto-Logik“

Bei näherer Betrachtung im Sinne eines rekonstruktiven Menschenbildes offenbart sich in dieser motologischen Konzeption ein Verständnis von menschlicher Bewegung, mit dem angenommen wird, ein optimal bewegungs-koordiniertes und in seinem Verhalten unauffällige Kind sei ein „hirngesundes“ Kind, und ein, diesen Erwartungen nicht entsprechendes Kind sei potentiell „hirngeschädigt“, was schließlich als argumentative Basis für eine .sog. „Minimale cerebrale Dysfunk-

tion“ (MCD), „Hyperkinetisches Syndrom“ (HKS) bzw. - als neue Etikettierungsvariante - ein sog. Aufmerksamkeits-Defizit-Syndrom (ADS) dient, das durch ein Primär- bzw. Leitsymptom (Überschuss an motorischen Bewegungen) geprägt sei, das sog. Begleitstörungen bzw. Sekundärstörungen wie Aufmerksamkeitsstörungen, Lernstörungen, Störungen des Sozialverhaltens und sekundäre Neurotisierungen nach sich ziehen soll.

Abhilfe, so die mototherapeutische Hypothese, könne eine psychomotorische bzw. mototherapeutische Intervention schaffen, da dadurch, wie u.a. propagiert wird, ein nach „Superreizen“ gierendes Gehirn undisziplinierter Kinder durch „Absättigung“ motorischer und sensorischer „Primitivmuster“ sukzessive in die Lage versetzt werden könne, über motorische „Abbremsübungen“ die „Bewegungssteuerung als ersten Schritt zur Selbstbeherrschung“ übernehmen zu können, um in einem zweiten Schritt diese rudimentären cerebralen Steuerungsfähigkeiten mittels sportlicher Aktivitäten („als Mittel zur Selbstdisziplinierung“) zu verfestigen (KIPHARD 1993, 69, 76f; 1987, 12).

In diesen psychomotorischen Überlegungen erscheint das hyperkinetische Bewegungsgeschehen lediglich als bedeutungsloses Reaktionsmuster auf ein irrendes Gehirn, das nach Absättigung überschüssiger Energien verlangt. Diese implizite Anthropologie verweist auf ein Verständnis von menschlicher Subjektivität im Sinne eines bloßen informations-verarbeitendes Aggregates, das sich mit den objektiven Stimuli der Realität laden lässt und je nach cerebraler Verarbeitungsqualität mehr oder weniger richtig (adäquat, normal) auf diese reagiert. Auf dem Hintergrund dieses motologischen Menschenbildes und der darauf beruhenden mototherapeutischen Selbstgewissheit braucht sich der mototherapeutisch Handelnde um andere mögliche Ursachen der Bewegungsunruhe eines betroffenen Kindes nicht zu kümmern.

Die anthropologische Reduktion des Anderen der Normalitätserwartung

Zu ganz anderen (ganzheitlichen) Resultaten kommt man, wenn man sich um einen Zugang zum Problem aus anthropologischer Perspektive bemühen, wie ihn z.B. Bollnow vorschlägt. Die eingangs erwähnte anthropologische Frage reflektiert hier nicht nur das Wesenhafte der menschlichen Existenz wie z.B. die Angst, die Freude, die menschlichen Konstitutionsprozesse wie Wahrnehmen, Denken und Verhalten, sondern darüber hinaus scheinbar wesensfremde Verhaltens- und Erscheinungsformen, die vom jeweiligen individuellen Mensch-Sein hermeneutisch erfasst werden.

Als Grundprinzip seiner „anthropologischen Betrachtungsweise“ präsentiert uns hier Bollnow methodisch eine sog. „anthropologische Reduktion“, die er als Zurückführung von phänomenalen menschlichen Konstitutionsmerkmalen in Anthropologie versteht. Daran anknüpfend entwickelt Bollnow eine verallgemeinerte Form der methodischen Reduktion, die von beliebigen Phänomenen des menschlichen Lebens, „die aus irgend einem Grund am Menschen auffallen“, ihren Ausgang nimmt, um von dort ein „Verständnis des Menschen im ganzen zu gewinnen“ (BOLLNOW 1983, 32f).

Reduktion bedeutet in diesem Zusammenhang nicht Zurückführung des Komplizierteren auf das Einfachere, bzw. des Unbekannten auf das Bekannte am Menschen, „sondern um ein In-Beziehung-Setzen, wobei beides, das Wesen und die einzelne Erscheinung, sich wechselseitig erhellt, also um das Hineinnehmen des bisher isoliert verstandenen Phänomens in den übergreifenden Bezug“ (BOLLNOW 1980, 40). Diese anthropologische Methode einer anthropologischen Interpretation der Einzelphänomene zentriert sich auf die Frage:

„Wie muss das Wesen des Menschen im ganzen beschaffen sein, damit sich diese besondere, in der Tatsache des Lebens gegebene Erscheinung darin als sinnvolles und notwendiges Glied begreifen lässt?“ (BOLLNOW 1988, 16).

In dieser Formulierung ist, wie Bollnow betont, eine doppelte Fragerichtung enthalten:

„Wir suchen von einer gegebenen Erscheinung her das Ganze, in das sich diese als ein sinnvolles und notwendiges Glied einfügt, und wir suchen von dem so gewonnenen Verständnis des Ganzen her die Erscheinung tiefer zu verstehen“ (BOLLNOW 1980, 37).

Mit dieser anthropologischen Frage verbietet es sich, unverstandene Verhaltensphänomene, wie die als „hyperkinetisches Verhalten“ etikettierten Äußerungen, vorab als zu vernachlässigende Bedeutungslosigkeiten abzutun. Erst die Bereitschaft, dem Anderen der Normalitätserwartung einen Sinnbezug zum betroffenen Menschen zu unterstellen, schafft die Grundvoraussetzung einer hermeneutisch-dialogischen psychomotorischen Wirklichkeit. Das in der paradigmatischen Blickbeschränkung verifizierte Symptombild einer Bewegungsunruhe, wird - im kommunikativen Geschehen anthropologisch gewendet - zur sinnhaften Mitteilung des jeweiligen Menschen in einer besonderen Lebenssituation. Dies zu ermöglichen, ist das besondere der anthropologischen Reduktion. Damit erscheint es nicht nur äußerst sinnvoll, sondern geradezu geboten, unverstandene menschliche Wesensphänomene mittels dieses methodischen Schritts auf ihren Bedeutungskern für ein jeweiliges menschliches Subjekt zu befragen. Aus anthropologischer Perspektive ist also das Andere der Erwartungsnormalität zunächst eine bedeutsame Mitteilung eines Menschen, der sich aus zunächst unbekanntem

Gründen nicht anders mitzuteilen vermag. Das zunächst Un-Verstandene gilt es aus dieser Perspektive auf dem Hintergrund einer individuellen Entstehungsgeschichte empathisch zu begreifen. Der Körper, die Selbst-Bewegungen sind auch dort, wie Blankenburg sagt, die „Artikulationsstelle zwischen Selbst und Welt“, bzw. ein „intersubjektiv konstituierter“ und „Interpersonalität konstituierender Leib“ (BLANKENBURG 1982, 207). Ein Verständnis von „Psycho-Motorik“, das dieses leibhaftige „Ausdrucksorgan“ in den Blick nimmt, hat vor jeglichem Gegenbeweis davon auszugehen, „absonderliches“ Bewegungsverhalten als eine zu entschlüsselnde Sprache des jeweiligen Leibes aufzufassen. Ein solchermaßen sinnerschließender Zugang erfordert ein anderes Verständnis von Störung als dies mit dem motologischen Paradigma vorgegeben ist.

Halten wir also fest:

Das implizite Menschenbild der „Moto-Logik“ ist demnach auf folgenden Hypothesen begründet:

1. In der Hervorhebung der menschliche Motorik als Hauptentwicklungsfaktor der menschlichen Persönlichkeit.
2. Mit der Annahme, menschliche Wesensbesonderheiten resultieren kompensatorisch (sekundär) aus einer defizitären Motorik bzw. – wie früher angenommen wurde – auf einer minimalen cerebralen Dysfunktionen (MCD).
3. Einer damit verbundenen therapeutischen Selbstgewissheit: die mittels mototherapeutisch vorgenommener Korrektur motorischer Fehlfunktionen hätten einen positiven Einfluss auf die psychische Gesamtbefindlichkeit des menschlichen Individuums.

Die paradigmatische Blickbeschränkung und dem damit verbundenen impliziten Menschenbild dieser „Moto-Logik“ haben folgende konkrete Konsequenzen:

- Durch diese monokausale Zugangsweise zum jeweiligen Phänomen wird tendenziell jegliche Abweichung von einer vorab definierten Norm zum Beleg einer zugrunde liegenden Krankheit.
- Den spezifischen Verhaltensbesonderheiten betroffener Kinder wird keinerlei Bedeutung beigemessen: das gezeigte Verhalten ist anormal und damit bedeutungslos, also ohne Sinn.
- Andere mögliche Verursachungsfaktoren, die verursachende Auslöser für ein Verhaltensphänomen sein könnten, bleiben ausgeblendet.

Der Vorteil dieser Sichtweise von menschlicher Subjektivität liegt auf der Hand:

Es bietet den mototherapeutisch Tätigen und seiner Klientel Orientierungs- und Handlungssicherheit. Die Mototherapie kann sich auf bewährte motologische bzw. psychomotorische Übungsinhalte konzentrieren, die zwar ganzheitlich-spielerisch, kindzentriert angeboten werden sollen, aber letztlich vom defizit- und funktionsorientierten Blick der jeweiligen psychomotorisch Tätigen dominiert sind. Auf dem Hintergrund dieses impliziten Menschenbildes der „Moto-Logik“ waren seither die meisten kindlichen Verhaltensauffälligkeiten „aufgepfropfte Verhaltensstörungen“ bei „Kindern mit cerebraler Dysfunktion“. Auf diese Weise wurde in den 80er Jahren die „minimale cerebrale Dysfunktion“ (MCD) zur eigentlichen „Domäne“ der Mototherapie erhoben. Denn, so wurde argumentiert, die MCD sei erst durch die Motodiagnostik erfassbar und durch die Mototherapie adäquat behandelbar (vgl. MATTNER 1993).

Dieser ätiologische Zusammenhang taucht bei Neuhäuser allerdings so nicht mehr auf, was wohl u.a. daran liegen mag, dass die „Epidemie“ einer sog „Minimalen cerebralen Dysfunktion“ (MCD) bei Schulkindern inzwischen insgesamt abgeklungen zu sein scheint, was weniger auf hoch-effiziente Therapiemaßnahmen als vielmehr auf kritische Einwände von kinderpsychiatrischer Seite gegen diese wild um sich greifende Modediagnose zurückzuführen ist (vgl. MATTNER 1988).

Literatur:

BAUMAN, Z. (1994): Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust. Hamburg. Europäische Verlagsgesellschaft

BLANKENBURG, W. (1982): Körper und Leib in der Psychiatrie. Schw. Arch. Neurol. Neurochir. Psychiat. ,131, 13-39

BOLLNOW, O.F. (1980): Die anthropologische Betrachtungsweise in der Pädagogik. In: König, E., Ramsenthaler, H. (Hrsg.), Diskussion Pädagogische Anthropologie. München. Fink

BOLLNOW, O.F. (1988): Das Wesen der Stimmungen. Frankfurt. Klostermann

BOLLNOW, O.F. (1983): Anthropologische Pädagogik. Bern. Haupt

BREZINKA, W. (1971): Von der Pädagogik zur Erziehungswissenschaft. Weinheim. Beltz

HAEBERLIN, U. (1985): Das Menschenbild für die Heilpädagogik. Bern/Stuttgart. Haupt

KELLER, W. (1975): Philosophische Anthropologie. In: Gadamer, H.G./Vogler, P.: Neue Anthropologie. Bd.6. Stuttgart. Thieme

KIPHARD, E.J. (1987): Das hyperaktive Kind. Motopäde 3, 11-12

KIPHARD, E.J. (1993): Das hyperaktive Kind aus psychomotorischer Sicht. In: Passolt, M. (Hrsg.): Hyperaktive Kinder: Psychomotorische Therapie. München 1993 Reinhardt

KLEINBACH, K. (1993): Sehzwang als Blindheit – Versuch zum ‚diagnostischen Blick‘ in der Sonderpädagogik. Behindertenpädagogik 32,2, 140-152

KLEINBACH, K. (1994): Zur ethischen Begründung einer Praxis der Geistigbehindertenpädagogik. Bad Heilbrunn. Klinkhardt

MATTNER, D. (1985): Angewandte Motorik als ganzheitliche Therapie-Motorik 2, 67-72

MATTNER, D. (1988): Minimale cerebrale Dysfunktion – Abschied von einem bewährten Konzept? Motorik 2, 64-73

MATTNER, D. (1993): Mototherapie – eine kritische Bestandsaufnahme einer (psycho-)therapeutischen Konzeption. Behindertenpädagogik 2, 164-181

MATTNER, D. /GERSPACH, M.

(1997): Heilpädagogische Anthropologie. Stuttgart. Kohlhammer

NEUHÄUSER, G. (1986): Der Blick und die motoskopische Diagnose.

Motorik 2, 45-48

NEUHÄUSER, G. (1999): Psychomotorik und Mototherapie - Wirk-

faktoren und Behandlungsergebnisse. Motorik 3, 106-112

SCHILLING, F. (1984): Mototherapie

vorerst nicht verordnungsfähig.

In: Motorik 3, 101-102